

(Aus der Psychiatrischen und Nervenklinik Greifswald
[Direktor: Prof. E. Forster].)

Woher stammt die populäre Überzeugung, daß eine Relation zwischen somatischem und psychischem Habitus besteht?

Prinzipielles zum Thema: Physiognomik, Körperbau und Charakter.

Von
H. Krisch.

(Eingegangen am 4. Dezember 1926.)

Für meine Zwecke möchte ich die Anschauungen über dieses Thema in drei Teile teilen. Der erste Teil ist der rein empirische, d. h. man vertritt die These, daß die von *Kretschmer* und seinen Vorläufern, den Physiognomikern, intuitiv geschauten Dinge auch anthropometrisch nachweisbar seien. Auf diesem Gebiete zur Klärung zu kommen, erscheint mir am leichtesten, weil die Untersuchungen mit der Zeit ergeben müssen, was an diesen Vorstellungen richtig ist, ob *Kolle*, *Gruhle*, *Jaspers* recht haben oder die der Zahl nach überwiegenden Gegner, die, abgesehen von prozentualen Differenzen, *Kretschmers* Ansichten bestätigt haben. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß *Kretschmer* selbst in dieser Beziehung sich resigniert äußert, indem er meint: „Reine Typen sind selten“ und „das Bandmaß sieht nichts“. Lehnt man ab, daß auf diese Weise die Typen *empirisch* fundierbar sind, so bleiben noch zwei Gedankenkreise übrig.

Der zweite ist ebenfalls noch ein einigermaßen empirischer, d. h. sind die Anschauungen *Kretschmers*, die sich darauf beziehen, daß bestimmte charakterologische Strukturen oder Körperbautypen zur Schizophrenie bzw. zum manisch-depressiven Irresein prädisponieren, richtig oder nicht? Auch hier zu einer Entscheidung zu kommen, scheint mir immer noch einigermaßen leicht zu sein, denn es handelt sich hier um die Stellungnahme zu klinischen Anschauungen, die, wenn auch zur Zeit nur nach dem Prinzip des Indizienbeweises, nachprüfbar sind. Man muß sich nur darüber klar sein, daß man sich bis zum äußersten davor hüten muß, subjektive vorgefaßte Meinungen in die Dinge hineinzulegen und daß es hier eine absolute Objektivität in der Beschreibung nicht mehr gibt. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade bei den ätiologisch unklaren Psychosengruppen solche Hypo-

thesen versucht werden. Bei der Paralyse z. B. würden sie einem von vornherein absurd erscheinen. Zur Zeit scheint mir das Problem so zu stehen, wie vor vielen Jahren die These der inneren Medizin, daß der asthenische Habitus zur Tuberkulose disponiere, nämlich, viele Autoren glauben von allen Hypothesen *Kretschmers* nur die, daß der pyknische Habitus zum manisch-depressiven Irresein gehöre. Nun beurteilt die innere Medizin heute die Körperbaulehre sehr resigniert, man wird also weiteres Beweismaterial in der soviel schwierigeren Psychiatrie abwarten müssen¹⁾.

Am schwierigsten dagegen ist eine Stellungnahme zu dem Thema, das ich mir zur Klärung gestellt habe, schon deshalb, weil wir hier in die letzten Urgründe menschlicher Psychologie und Menschenkenntnis überhaupt vordringen müssen, und wir hier von vornherein die Überzeugung haben müssen, daß sich auf diesem Gebiete überhaupt nichts mehr beweisen läßt, sondern daß es sich nur um Glaubensmeinungen handeln kann. Wenn ich mir nun die Frage gleich nach Lesen des *Kretschmerschen* Buches vorgelegt habe, wie kommt es, daß man subjektiv rein gefühlsmäßig zunächst den Eindruck hat, es müßte ein richtiger Kern in diesen Anschauungen sein²⁾), es müßte eine Relation zwischen somatischem und psychischem Habitus bestehen, so will ich mir die Kritik nicht so leicht machen, daß ich darauf hinweise, daß die populären Anschauungen (z. B. meteorologische oder medizinische) im allgemeinen einen richtigen Kern mit sehr viel Falschem darum enthalten. Vorausschicken möchte ich vielmehr noch, daß man bei einer Analyse dieser subjektiven Überzeugung sehen wird, wie kompliziert sie sich zusammensetzt, daß sie keinesfalls mit ein oder zwei Schlagwörtern zu erledigen ist und daß daraus auch erhellt, wie schwierig es ist, sich über die Grundprinzipien klar zu werden.

Aus didaktischen Gründen muß ich daher so vorgehen, daß ich die einzelnen Komponenten gesondert betrachte und allgemein voraussetze, daß im einzelnen praktischen Falle sich sämtliche zusammenfinden.

Meine Beweisführung ist folgende:

1. *Es ist eine letzte nicht mehr analysierbare menschliche Tendenz, die Natur zu beseelen.* Der primitive Mensch neigte ganz ausgesprochen

¹⁾ Keinem Internisten würde es einfallen, bei einer Bronchitis Tuberkulose zu diagnostizieren, weil der betreffende Pykniker einen asthenischen Kopf hat, so weit geht man aber nenerdings in der Psychiatrie!

²⁾ Meint doch selbst ein methodologisch so scharf denkender Autor wie *Jaspers*: Es bleibt in der Physiognomik die paradoxe Lage, über die nur ein bornierter Rationalist die Achsel zucken kann: Man weiß eigentlich nichts und es ist doch auch der Sinn des Erkenntnistriebes, dort, wo urteilsmäßige exakte Erkenntnis fehlt, wenigstens Anschauung zu wollen, sich mit Bildern und Gestalten zu erfüllen, sich zu versenken in die Formen. Gerade wer das tut, wird jenen Antizipationen und Schematiken am fernsten sein.

dazu, aber auch der Kulturmensch ist keineswegs frei davon. Genau so wie man früher Krankheiten als Dämonen, die in den Körper hineingefahren wären, auffaßte oder wie der primitive Mensch in dem Sturme die Stimme der Gottheit erkannte, genau so haben auch wir noch die anthropozentrische Tendenz, die Natur zu personifizieren („Der Mensch ist das Maß aller Dinge“). Wenn wir beispielsweise von einem Berggipfel sagen, daß er „trotzig“ aus der Ebene emporragt oder von einem Wasserfall, daß er „munter in die Tiefe stürzt“, so sehen wir hier deutlich die Tendenz, in starre leblose Naturformen menschliche Gefühle hineinzulegen. Für unser Thema muß nun ergänzend darauf hingewiesen werden, daß wir nicht nur in leblose Gegenstände, sondern auch in tierische (vgl. das „muntere“ Eichhörnchen) und menschliche Körper Seelisches hineinschauen, genau nach demselben Prinzip. Auch hier müssen wir uns wieder in die Seele des primitiven Menschen hineinversetzen, des primitiven Menschen, der z. B. auf der Jagd im weiten Walde ein menschliches Wesen traf. Der Selbsterhaltungstrieb zwang ihn, zunächst einmal die Diagnose zu stellen: Ist dieses menschliche Individuum für mich gefährlich oder nicht? Entsprechend den primitiven Verhältnissen, in denen er lebte, wird es ihm besonders darauf angekommen sein, eine reine Körperbau-Diagnose zu stellen, das heißt also, sah er sich einem ausgesprochenen athletischen, muskulären Typus gegenüber, so lag der Schluß nahe, daß er einen überlegenen Gegner vor sich habe, vor dem er sich in acht nehmen müsse. War der Gegner, den er traf, schlank und sehnig, so wußte er aus Erfahrung, daß derartige Persönlichkeiten zwar nicht so kräftig wie der erstgenannte Typus sind, daß sie aber durch Gewandtheit und Schnelligkeit dieses geringere Maß an Kraft kompensieren können. Sah der Gegner dick und kugelrund aus, so hatte die Erfahrung gelehrt, daß derartige Persönlichkeiten nicht gefährlich werden können, da sie ungewandt und unbeweglich sind.

2. Seine Erfahrungen über dieses eben Erörterte bezog er nicht nur aus der Beobachtung seiner Stammesgenossen, sondern auch aus der Beobachtung seiner Tiere. Er wußte, daß der athletische Stier die rohe gefährliche Kraft verkörpert, er wußte, daß das fette Hausschwein ihm kein gefährlicher Gegner ist, von dem Pferde aber wußte er, daß es in seiner schlanken Sehnigkeit gewandt und schnell ist. Ich fasse also zusammen, für diesen primitiven Menschen waren identisch: gutentwickelte Muskulatur = Kraft; schlanker Habitus = gewandt; dicker Habitus = ungewandt. In Schimpfworten ist diese Erfahrung heute noch bei uns wirksam. Nun liegt bei dem Kulturmenschen nichts anderes vor. Auch ihn beeinflußt der Selbsterhaltungstrieb ständig, oder psychologisch ausgedrückt, das, was man Eigenbeziehungen nennt. Die physiologische Eigenbeziehung ist nichts anderes, als die zwingende

Tendenz, daß jedes Ich sich mit der toten und lebenden Außenwelt vergleichen muß: Kann mir der oder das andere gefährlich oder nützlich sein? Derartige Gedankengänge sind phylogenetisch so alt wie Seeleisches überhaupt und werden daher heute nicht mehr in dieser eben formulierten Klarheit gedacht, sondern sie existieren instinktiv oder wenn wir sagen wollen, minderbewußt. Sich in den primitiven Menschen hineinzuversetzen, gelingt aber auch dem modernen leicht, wenn er sich selbst als Jäger vorstellt, der nachts in einsamer Waldgegend einer menschlichen Persönlichkeit begegnet. Hierbei kann jeder bei sich beobachten, wie man unwillkürlich Körperbau-Diagnostik treibt. Sieht man einen athletischen Menschen auf sich zukommen, so wird man ganz reflektorisch und instinktiv durch den Selbsterhaltungstrieb darauf eingestellt, bei sich zu erörtern, ob man hier einen gefährlichen Gegner vor sich habe. Sieht man aber ein kleines buckliges Männchen auf sich zukommen, so wird man die sichere Überlegenheit über seinen Gegner sofort instinktiv erkennen und ruhig bleiben. Um noch zwei Beispiele zu nennen: Nur auf die eben erörterte Weise ist die Schlange in den Geruch der Falschheit geraten. Wir verlangen von ihr als etwas Kleinem Harmlosigkeit, die Wirkung ihres Giftes aber ist ungeheuer. Unsere Enttäuschung über unsere mangelhafte physiognomische Theorie projizieren wir in sie und nennen sie falsch und heimtückisch. Auf dieselbe Weise hat die Flintenkugel das Epitheton „tückisch“ erhalten und ist das Veilchen „schlicht“ und „treu“ genannt worden.

3. Wir müssen also feststellen, daß für den primitiven Menschen der Begriff „Kraft“ ein Konkretum war, daß er identisch war mit Muskelkraft bzw. mit gut entwickelter Muskulatur. Die Bilderschrift der Indianer lehrt ja, wie der primitive Mensch gedacht hat. Der Kulturmensch hat nun die primitiven konkreten Begriffe abstrahiert und generalisiert. Er gebraucht daher den Ausdruck „Kraft“ in zweierlei Bedeutung, einmal kann er damit das Konkretum, die Muskelkraft meinen, andererseits kann er in abstrakter Form den Ausdruck „Kraft“ auch anders gebrauchen. Wir reden z. B. von Kraftbrühe, Pferdekräften eines Motors, aber auch rein psychologisch finden wir alltäglich die Erfahrung bestätigt, daß wir auf rein psychischem Gebiete mit diesen ursprünglich konkret gemeinten Begriffen aus der Körpersphäre in abstrakter Bedeutung arbeiten. Wir sprechen z. B. von geistiger Spannkraft, von geistiger Gewandtheit, Stumpfheit usw. Diese zweierlei Bedeutung unserer Ausdrücke muß man sich klarmachen, da wir hier ebenfalls wieder an einen wichtigen Punkt des uns interessierenden Problems kommen. Der primitive „konkrete“ Begriff „Kraft“ drückt sich natürlich in der Muskelkraft aus. Der „abstrakte“ Begriff geistige Kraft oder mit dem Fremdwort „Energie“ aber ist ein so komplizierter

psychologischer Begriff, daß er durch konkrete Dinge höchstens ganz roh *symbolisiert* werden kann. Wenn wir hier mit diesen komplizierten Kulturmenschenbegriffen arbeiten, müssen wir uns darüber klar sein, daß sie sich nicht mehr in dem somatischen Habitus ausdrücken, soweit er „statischer“ Natur ist (auf die Erklärung dieses Begriffes komme ich gleich), sondern nur soweit er „kinetischer“ ist oder, wie man es noch anders ausdrücken kann, soweit sich diese komplizierten psychischen Eigenschaften ausdruckspsychologisch verraten.

4. Ein realer Kern in den Beziehungen zwischen Körperbau und psychischem Habitus lag für den primitiven Menschen ferner auch darin, daß dann, wenn er auf der Jagd ein anderes Individuum traf, das in seinem Körperbau schon seine Zugehörigkeit zu einem fremdartigen Stamm verriet, die Kampfeinstellung ums Dasein ihn in dieser Persönlichkeit von vornherein einen Konkurrenten erkennen lassen mußte. Auch heute ist uns diese Relation zwischen Körperbau und psychischen Eigenschaften bei den verschiedenen Rassen geläufig, allerdings haben unsre schlagwortartigen Urteile dabei einen weitgehenden Abstrahierungsprozeß durchgemacht. Wir haben uns von jeder Rasse einen Idealtypus konstruiert.

5. Es kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß das Volk zwischen, wie ich sagen will, „statischem“ und „kinetischem“ Habitus nicht scharf unterscheidet. Diese Unterscheidung ist für den geschulten Psychologen leicht, sobald er seine Aufmerksamkeit auf diesen Unterschied eingestellt hat. Es erscheint mir praktisch, von „statischem“ Habitus zu sprechen und damit das stabile rein somatisch Körperbauliche zu bezeichnen, während ich unter „kinetischem“ Habitus die Art und Weise der Erscheinung einer Persönlichkeit, wie sie sich in Mimik, Gesten, Schrift, Anzug, Haartracht usw. äußert, verstehe. Daß sich ausdruckspsychologisch komplizierte psychische Eigenschaften in sehr deutlicher Weise körperlich bemerkbar machen, ist eine Selbstverständlichkeit, dies wird aber nicht genügend von dem „statischen“ Habitus getrennt. Ich gebe nur ein Beispiel: Ich treffe eine dicke kugelrunde kleine Persönlichkeit. Das, was ich bisher erörtert habe, das, was immanent besteht und unser Urteil beeinflußt, würde nun erwarten lassen, daß wir hier einen behäbigen, gemütlichen und ungefährlichen Menschen vor uns haben. Sobald ich aber die Persönlichkeit näher kennen lerne, sehe ich an der energischen Art zu sprechen, an der energischen Haltung, an den energischen Bewegungen und an dem feurigen Blick, daß ich hier eine Persönlichkeit vor mir habe, die meine Achtung oder meinetwegen Furcht herausfordert. Wenn jemand ein Individuum von dem körperlichen Bau Napoleons treffen würde, ohne zu wissen, um wen es sich hier handelt, so würde er unbedingt zunächst die Diagnose: dick, behäbig und un-

gefährlich, stellen. Wenn er nun aber die Ausdruckspsychologie berücksichtigt oder bzw. wenn er aus Erfahrung weiß, daß es sich hier um eine überragende Persönlichkeit handelt, so wird er diese Erfahrung auch in seine Diagnose des statischen Körperbaus hineinlegen. Allerdings beobachten wir dann immer wieder bei uns, daß wir subjektiv ein unangenehmes Gefühl, zum mindesten ein Gefühl der Überraschung haben, wenn wir einen Helden finden und dann feststellen müssen, daß er körperbaulich nicht das geringste Heldenmäßige an sich hat¹⁾. Ich komme noch darauf zurück.

6. Einen realen Kern in unserer Überzeugung von der Relation zwischen Körperbau und psychischem Habitus findet der Mediziner dann noch in der Pathologie, indem er z. B. öfters eine Übereinstimmung zwischen psychischem und somatischem Infantilismus oder Kretinismus usw. findet. Auch muß man sich vergegenwärtigen, daß die Beobachtung, daß ein kranker Mensch elend, abgemagert, matt und leidend aussieht (also auch hier schon wieder eine Mischung von statischem und funktionellem Habitus), die Überzeugung verstärkt, man finde zwischen körperlicher und seelischer Eigenart wesenhafte Beziehungen, wenn auch natürlich in anderer Weise, als sie für die Physiognomik von Bedeutung sind. Hier handelt es sich nämlich um Erscheinungen einer auf den ganzen Körperhaushalt, also auch das Gehirn einwirkenden Noxe. Nimmt man die toxicische Theorie für die Ätiologie des manisch-depressiven Irreseins an, so wäre also an und für sich eine Beziehung zwischen ihm und einem bestimmten Habitus denkbar, wie ebenso bei den organischen Schizophrenien durch Beteiligung der Stoffwechselzentren.

7. Wir müssen berücksichtigen, daß jede *Psyche*, wenn ich so sagen darf, *auf den Körperbau, der ihr durch die Natur verliehen worden ist, reagiert*, das heißt also, daß jemand, der körperlich in irgendeiner Beziehung minderwertig ist und im Laufe der Erfahrung zu der Überzeugung kommt, daß diese Minderwertigkeit auch von der Umgebung bemerkt wird, darauf in einer Form von Ressentiment reagiert. Das heißt, er wird sehr leicht dazu geführt werden, diese körperlichen Minderwertigkeitserscheinungen mit ihren subjektiv lähmenden Folgen zu überkompensieren. Dann finden wir Persönlichkeiten, die das Volksschlagwort „Klein, aber oho“ erklärt, das heißt, nach unseren primitiven Erfahrungen erwarten wir in dem kleinen Menschen einen, der uns nicht gefährlich werden kann, wie vorhin gezeigt wurde. Derartige Persönlichkeiten kompensieren ihre subjektive Empfindung

¹⁾ Weil die hochentwickelte Technik es dem Kulturmenschen ermöglicht — im Gegensatz zum Primitiven — durch reine geistige Eigenschaften zum Helden zu werden.

ihrer körperlichen Minderwertigkeit häufig in ein betont energisches Auftreten. Hier stoßen wir dann wieder auf das schon erwähnte unangenehme Gefühl bzw. auf die Überraschung, daß zwischen dem kleinen Körperbau und der „großen“ Psyche keine Übereinstimmung besteht.

8. Einen realen Kern für unsere nun aufgeführten Anschauungen finden wir ferner darin, daß wir beobachten, daß eine herrschende Kaste oder Rasse in einem Volke einen gewissen körperlichen Habitus repräsentieren. Es handelt sich hier um Auslesewirkungen. Derartige herrschende Schichten sind gewöhnlich körperlicher Arbeit entwöhnt worden bzw. für die Lenkung der Unterjochten genügten oft geistige Eigenschaften, infolgedessen wurde der Typus des geistigen Herrenmenschen gezüchtet. Ich denke hier z. B. an die Balten, bei denen pyknische Typen meiner Erfahrung nach große Seltenheiten sind. Hier könnte man auch noch an die Auslesewirkung bestimmter Berufe erinnern: Typus des Schneiders, des Fleischers, des Husaren bzw. Kürassiers, Psychiaters bzw. Chirurgen usf. Vernachlässigt darf dabei auch nicht werden, daß jeder Beruf und die einzelnen Mitglieder einem Idealtypus zustreben. Dieser wird natürlich je nach der Zeitströmung wechseln.

9. Nun komme ich wieder auf ein sehr wesentliches Prinzip, nämlich, daß der Mensch eine ausgesprochene Tendenz hat, eine Übereinstimmung zwischen Körperbau und Charakter zu fordern. Zunächst ist es wieder der Selbsterhaltungstrieb, der ihn dazu zwingt, denn es würde für uns im Leben außerordentlich leicht sein, wenn wir uns nicht auf die Erforschung der *Psychologie* unseres Gegenüber einlassen müßten, sondern rein *körperbaulich* die Diagnose stellen könnten, da diese viel schneller und einfacher möglich wäre. Aus demselben Grunde entstand auch wahrscheinlich das den Menschen immanente Bedürfnis nach Harmonie (Ideal: „*καλλοσ κάγαθος*“). Diese Gefühlsreaktion, die wir stets haben, wenn wir z. B. bei einem körperlich ideal gebauten Menschen minderwertige psychische Eigenschaften finden oder dieses unangenehme Gefühl, das wir haben, wenn wir eine jämmerliche Psychopathenseele in einem athletischen Körperbau oder wenn wir eine geniale Persönlichkeit in einem vertrockneten buckligen Körper finden, deutet darauf hin, daß hier gefühlsstarke Wünsche beim Menschen eine große Rolle spielen. Wir möchten gern, daß es so sein möchte, daß eine Harmonie zwischen körperlichem und somatischem Habitus besteht.

Daß es sich hier nicht um objektivierbare, sondern um rein subjektive Erscheinungen handelt, sieht man auch dauernd aus den Idealen, die die verschiedenen Individuen eines Volkes haben, besonders auch aus den Idealen, die ganze Völker haben. Das heißt, jeder Mensch

hat sich von sich und der Menschheit ein Idealbild gemacht, dem er dauernd nachstrebt. Die Gottheit ist sehr oft die Personifikation dieses Ideals. Richtig müßte es heißen, daß sich der *Mensch* Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen hat. Der Nordländer wird sich einen König in idealisierter Form, nicht gerade in der Form eines Süddeutschen vorstellen. Für den Orientalen wird der ideale Körperbau typus eines Königs auch wieder anders aussehen wie für uns. Diesen populären Idealen muß natürlich der Schauspieler entgegenkommen, ein Beispiel, das einem oft von Anhängern physiognomischer Gedankengänge entgegen gehalten wird. Nun möchte ich aber darauf hinweisen, daß der primitive Schauspieler natürlich immer einen König in der Form darstellen wird, wie ihn sich das Volk im allgemeinen als Ideal vorstellt, daß es dagegen den psychologisch und technisch besseren Schauspieler, der auf einen psychologisch verfeinerten Zuhörergeschmack zu rechnen hat, gerade reizen wird, eine königliche Psyche in einem unscheinbaren Körper und Gewande darzustellen. Auch der Maler muß dauernd von dieser populären Vorstellung Gebrauch machen, wenn er sich verständlich machen will. Die Aufgabe der bildenden Kunst ist ja nicht die Natur photographisch genau, sondern sie in *subjektiver „Auffassung“* wiederzugeben, und zwar mit einer Technik, die es einem ähnlich veranlagten und nur einem solchen möglich macht, die Intention des Malers nachzuerleben. Wenn aber z. B. ein Maler einen geistigen Arbeiter *symbolisieren* will, so wird er nicht photographisch genau seinen Kopf malen, sondern er wird die Stirn etwas unterstreichen, er wird sie erhöhen und vergrößern. Weil er eben von der populären Vorstellung beherrscht ist, daß hinter der hohen Stirn die Gedanken wohnen. Ferner wird er sich die ausdruckspsychologischen Erfahrungen zunutze machen. Er kennt bestimmte Typen der Mimik, die bestimmten intellektuellen Typen zukommen, auch jene wird er unterstreichen müssen. Man darf aber diese Beobachtungen nicht als Beweis dafür anführen, daß der Maler eben eine intuitive Überzeugung, ein immanentes Wissen von Relationen zwischen somatischem und psychischem Habitus hat. Die Psychologie des Künstlers und seine Ausdruckspychologie (verdeutlicht durch sein Kunstwerk) ist nur ein Spezialfall der menschlichen Psychologie überhaupt, insbesondere auch soweit sie zeit- und milieubedingt ist.

Damit glaube ich die Hauptprinzipien herausgeschält zu haben. Es kommt mir nur auf das Wesentliche an, man könnte noch sehr viele Beispiele und kleine Züge beifügen, die das Bild ergänzen würden. Ich hoffe, aber daß es mir gelungen ist, zu zeigen, aus welchen Komponenten sich unsere naive Überzeugung, die hier analysiert wurde, zusammensetzt und daß wir nur dann zur Klarheit kommen, wenn

wir einmal unsere gefühlsmäßigen Urteile bei uns, wenn ich so sagen darf, ontogenetisch auf ihre letzten Wurzeln zurückverfolgen. Als zwingender Schluß wird sich dann stets, wie hier gezeigt wurde, ergeben, daß und warum eine *Physiognomik als Wissenschaft unmöglich ist*, gleichgültig wie ihr jeweiliges äußeres Gewand aussehen mag, gleichgültig, ob es sich um die physiognomische Deutung eines Körperteiles oder Ganzen handelt, ob psychiatrische oder normal psychologische Termini angewandt werden. Die Hypothesen *Kretschmers* enthalten einen guten Teil *Physiognomik* und haben gerade deshalb außerhalb der Fachkreise so großen Anklang gefunden.
